

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

46 (17.12.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 17. Dezember 1939

Folge 46 / Jahrgang 1939



Da hocken sie oben in den letzten Zinken, die alten Schwarzwaldhöfe. Das dicke Strohdach über die Döhrn gezogen, den Rücken schon warm am Berg. Hocken da, rauchig, vergnügt, so alt wie die Welt. In den frumm-gebliebenen Stuben aber sitzen die Geschlechter, das abgedantte, das herrschende und das kommende. Und wenn Notzeit ist, Peit, Krieg und Hunger, wenn eins ausfällt aus der Reihe, dann müssen die Alten vom Leibgeding herunter, Strecken sich, greifen ins Rad und sind wieder da.

So hab ich den Jochhalber wieder getroffen nach fünf Jahren hauen auf dem Altenteil. Eisgrau, verwitert, trumm wie ein Feldstein, aber wieder im Geispann. Er erkannte mich nicht mehr, hielt mich für den Geometer und zeigte auf die Schäden im Forst: „Siebzig Winter, das packt an. Das führt so ein Wald! Kriege nicht so, die machen ihm weniger!“

Wieviel Kriege sind gewesen in den siebzig Jahren, die die Stämme hier leben und wachsen? Der Jochhalber weiß es nicht. Ich schätze, jedes Jahr irgendwo einer, — die kleinen ungerichtet. Hier oben auf dem höchsten Schwarzwald aber, wo die Welt an den Himmel stößt und das Blau der Berge keine Grenze hat am Firmament, sind Kriege wie Sternenspitzen: ferne Feuerbahnen in der Nacht.

Der Jochhalber wirft Holzspäne übereinander, pflegt mit den Stiefeln den aufgeweichten Schnee und steht in der Waldstimmung wie ein verummter Genom. Ich bestelle den Sonnenschein, der mir aufgetragen ist, erzähle, wie ich den Wendel getroffen habe im Pfälzerwald, richte aus, was von einem Soldaten so alles gewünscht und gefragt wird zu Weihnachten, und warte. Schneestaub rieselt auf meinen Hut.

Der Alte hat es sich angehört. Er hält ein gefaltetes Stück Scheitholz in der Hand. Am Schnitt ist eine schwarze Nummer eingegraben. Dies Ende drückt er in den Schnee und stemmt sich mit den Armen auf.

„Schreiben?“ sagt er. „Schreiben noch etwas, nach Grotto?“ Und jetzt ins Vorzimmer? Der Weg kennt, führt den Woten, heißt es hier oben bei uns. Und ich kenn' den Weg.“

„Aber, Jochhalber“, antworte ich ihm. „Der Wendel sorgt sich um Hof und Vieh. Um das, was ihr nicht mehr habt, noch mehr als um das, was noch da ist.“

„Die vier Hühner?“ Der Alte vom Jochhalber Hof hebt stöhnend den Kopf. „Die stehen unter, sieben Kanonen, stehen wieder unter, frechen und lassen von sich hören. Die haben einen Futtermeister, der schreibt, was die Jochhalber-Hühner machen.“

Da es mir nicht geht, daß der alte Knorren den selben Gruß gegen den Jungen beut, wie der Junge gegen den Alten: sie sind beide gegen das Schreiben, der drücken an der Front und der hier auf seinem Hof, und jeder nimmt es dem anderen übel.

Da stehe ich mit dem Jochhalber unter den schneefaubenden Tannen. Die Nacht fängt den Berg mit einem großen kalten Schatten ein. Irgendwo in der Ferne bellt ein Hund. Sonst ist nirgends mehr ein Laut.

Wenn der Vorwind so in hellen Nächten ans Haus pfeift, beginnt der Alte plötzlich, „mein ich, der Wendel

hat mein Gewehr und meine Ohrenschützer. Er ist Landsturmer und liegt zu Weihnachten am Dindler. Die Panzerpferden wiehern und schütteln sich, und er frast ihnen das Hen aus dem Schenke. Weißt du denn, was das für ein Wind ist, wie weit der über den Ofen pfeift, der Vorwind, wie sie hier sagen? Schreiben, meinen Sie? Unfeiner liegt nur da nachts und lauscht, weil er den nachtsigen Wind kennt, die kleinen blauen Feuer, die die Stiefel verbrennen und die Augen beizen, den Schlamm, den Hunger, den Dreck. In Vorbringen steht es jetzt still, aber die kleinen heimlichen Feuer werden sie wieder machen. Das ist gleich, es ist überhaupt das gleiche, derselbe Feind, dieselben hellen Nächte und der kalte Vorwind.“

Der Jochhalber richtet sich auf, und das Holzstück sinkt um. Er tappt davon, als hätte er ein Selbstgespräch geführt, dessen er nun müde ist.

„Und die Bäuerin und die Kinder?“ rufe ich hinter ihm her. „Sollen die nicht erfahren, was der Wendel treibt?“

Der Alte ist stehen geblieben. Er hebt den Arm nach einem Baumast und zieht ihn samt seiner Schneelast zu sich herunter.

„In Polen, in Serbien, in Mlandern sind die Jochhalber gelegen. Aber hier hat noch keiner Gegenbesuch gemacht.“

„Nein“, sage ich. „Das werden sie wohl auch nie.“

Überdem Sommerberga drüben ziehen die ersten Sterne auf. Die Welt ist irgendwo in Schnee und Abend versunken. Nur der Jochhalberhof steht groß und schwarz am Berg. Man sieht die Schrittpur des Alten sich über das weiße Feld hinziehen. Es sind dieselben Staven, die er auch jetzt wieder nimmt.

„Die Kinder schreiben, die Tine schreibt“, fängt er wieder an, bleibt stehen, schüttelt den Kopf, daß keine Lodenkappe ins Kitzeln kommt. „Alle Kleinigkeiten ver-schreiben sie. Weihnachten ist ja schwer, aber er hat doch Kameraden!“

Er kommt nicht darüber hinweg, der Jochhalber, daß sein Sohn Verzicht will von Hof, Hof und Haus, Gemältes und Geschriebenes, von ihm, dem Alten. Und als möchte er dem Woten eine Rechtfertigung mit auf den Weg geben, wühlt er mit dem Stiefel den Schnee auf.

„Schon vor ihnen in Polen waren wir hier mit der Saat fertig. Auch ohne die Hühner!“

Er bohrt mit dem Zeigefinger in die schwarze Felle Erde. Ueber uns kräht ein schwarzer Hahn. Vom Hof her hört man die Wellen klappern. Ketten klirren, ein Tier schneult.

„Ja, Kameraden hat er“, sage ich und will weiter auf den Jochhalberhof zugehen, aber der Alte blickt auf den Talweg ab. „Gerade, weil das fest bald ist!“ flüstert er an mir herauf. „Was verheißt so eine Frau von militärischen Sachen!“

Wir trennen uns. Ich habe des Wendel Jochhalbers Hof und Wald wiedergesehen. Sonst bringe ich nicht viel mit zu Tal für ihn. Aber eins weiß ich: wenn der Vorwind in diesen hellen Nächten gegen das Haus pfeift, dann ist der Wendel hier nicht vergessen, dann denkt der alte Bauer an seinen Sohn ...



Der Feldpostbrief an den Vater

Aufnahme: „Führer“ (Geschwindner)

Das Borkenschiffchen

Von Dorothea Hollatz

Eine grüne Lampe hing über dem Tisch, auf dem das Schiff lag, aus Porzellan geschnitten, mit Bug und Heck, mit drei Masten und dem Steuer, mit Kiel und Rettungsbooten. Der Großvater hatte sich ins Dunkel zurückgezogen, nur seine Hände, die dieses Schiff geformt hatten, lagen im Licht, erdfarben und verwitert, wie die Borke des Holzes.

„Und was machst du nun mit dem Schiff?“ fragte der Enkel.

„Du wirst es schon sehen“, antwortete der Großvater, „morgen am Weihnachtstag um vier Uhr kannst du mitkommen.“

„Du willst es wahrhaftig schwimmen lassen? Jetzt im Winter?“

„Wart es doch ab, Bub.“

„Und werden die Matrosen mitfahren?“ Der kleine Junge drehte zwei Holzspinnen in der Hand, auf deren Leib der Großvater blaue Anzüge mit vierreihigen Knöpfen gemacht hatte.

„Natürlich, sie müssen doch feuern und das Segel bedienen.“

„Aber gerade am Weihnachtstag, wo alles so gemütlich zusammen sitzt ... Und außerdem werden sie frieren so ohne Jacke.“

„Ach, ein Matrose friert nicht, mein Junge.“

„Wirst du die Robine aufhaken und die Segel hissen?“

„Wart es doch ab, Kind. Morgen wirst du ja alles erleben.“

Morgen! Wie sollte der kleine Junge denn schlafen in dieser Nacht! Das Schiff war fertig und morgen sollte es davonschwimmen aus der engen Stube in die weite Welt hinaus! Er gedachte der langen Nachmittage, da der Großvater aus dem gewaltigen Stück Baumrinde ein Kunstwerk herorgezaubert hatte mit allem, was zu einem richtigen Schiff dazugehörte. Wie herrlich war auch das

Aufhören gewesen, wenn die grüne Lampe brannte und auf die bewegten Hände niederfiel. Denn der Großvater, der früher Matrose und später Poste gewesen war, erzählte beim Arbeiten Geschichten aus seinem langen reichen Leben. Er kannte die bunte Welt, kannte fremde Menschen und Meere, hatte Hunger und Durst gehabt. Er wie viel hatte er erlebt, ehe er sich hier am Rhein niederließ und seinen Enkel zu sich nahm, dessen Mutter gestorben und dessen Vater verstorben war. Kein Wort durfte verloren gehen, der kleine Junge sperrte Mund und Ohren auf, und es geschah, daß er des Großvaters Blick in den seinen wandte: „Ist das auch alles wahr?“ Und der Großvater sprach: „So wahr ich ein Schiff geschnitten habe, das mit meinem Gruß in die Welt fahren wird.“

Diese Nacht, die allen Kindern zu lang ist, wurde dem kleinen Jungen schier unerträglich. Dem Großvater jedoch war sie nicht lang genug. Er nahm Papier und Feder und schrieb und schrieb. Anfangs atmete es schwer, denn er hatte es lange nicht mehr getan, aber allmählich rollten die Buchstaben vorüber, sprangen wohl noch einmal rechts und links über den Bogenrand hinaus, aber richteten sich immer wieder in Reih und Glied. Als das Schriftstück fertig war, rollte der Großvater es zusammen, klemmte es in eine Blechhülle und befestigte es zwischen den Mäthen. Als am nächsten Tag die Stunde gekommen war, konnte der Junge seine Ungebild nicht mehr bezähmen. „Wann, Großvater, wann lassen wir das Schiff schwimmen?“ — „Jetzt komm. Es ist so weit.“

Der Großvater trug das Schiff behutsam in der einen Hand, an der andern hielt er den kleinen Jungen. Es war dämmrig. „Geben wir den Feldweg? Da führen wir ab.“ Der Großvater nickte.

„Hat das Schiff kein Licht? Es wird ja schon dunkel.“ Doch der Großvater hatte an alles gedacht; es war auch Licht in dem Borkenschiff. Da mochte der kleine Junge nichts mehr zu sagen und knisterte voll zitternder Erwartung neben dem Großvater her.

„Du kannst dich an deinen Vater nicht mehr erinnern, mein? Er war mein Jüngster ...“ Und nun redete er mehr zu sich als zu dem Kind: „Der kommt wieder, eines Tages ist er da. Er soll nur nicht zu spät kommen. Wildes Blut hat er gehabt, die Heimat ist ihm zu enge gewesen, er hat sich losgerissen. „O, bist ja selbst Seemann gewesen“, hat er gesagt und ist fortgefahren. Müde ihn wiedersehen, den Jungen, schreit er nicht. Müde ihn so fern wiederzusehen.“

Der Junge verstand nicht alles, denn der Wind sang in langen Tönen und von weitem ergelte das schneetriebe Wasser. Der schwarze Ader bog sich unter ihren Tritten, der Wiesenweg leuchtete und unten trieb in tiefer Dämmernung der Rhein seine bleidunklen Wellen. Der Junge befeuchtete seinen Finger und hielt ihn prüfend in die Höhe. „Wir haben Südwind, Großvater, das ist das beste für unser Schiff. Alles leer heute am Weihnachtabend, sieh nur.“

Der Alte karrte ins Wasser und lauschte auf irgend-einen Klang. „Vergiß auch den Gruß nicht“, drängte der Enkel. Sie legten Steine aneinander, daß eine kleine Mole entstand, dann zündete der Großvater das Licht an, das an der mittellsten Mastspitze befestigt war, und zog das Schiff abschiebend in der Hand. „Da drinnen, auch mal, da in der Blechhülle ist der Brief drin. An deinen Vater. Braucht ihn nicht zu lesen, bist noch zu jung dazu. Später mal, wenn es dich packt, wend ich's dir sagen.“

„Sitzt er auch fest? Denk an die Stürme über dem Ozean.“

„Er ist fest eingeklemmt, und auch das Licht kann nicht ausgehen.“ Und nun kam der Augenblick, da dem kleinen Jungen das Herz fast stillstand: der Großvater beugte sich weit vor und gab dem Wellen das herrliche Geschenk, legte laut und glänzend das kleine Borkenschiff auf die Wogen des Rheins. Dabei murmelte er vor sich hin: „Fahr mutig los, kleines Schiff, den Strom aufwärts und ins Meer hinaus. Gile dich, damit du noch weit kommst an diesem Tag. Stoße dich nicht an den Riffen, hüte dich vor den Sandbänken, fall keinem Feind in die

Hand. Sei ein kluges, ein tapferes Schiffchen. Lebt wohl, ihr beiden Matrosen, steuert gut und sicher und grüßt mir das Meer. Träumt nicht, sondern handelt. Nicht euch nach den Sternen über euch und nach der Sonne, und wenn ein Sturm kommt, klammert euch an die Masten und gebt acht, daß das Licht nicht ausgeht, sonst geht man euch ja nicht.“

Indes begannen die Wellen das Borkenschiffchen zu schaukeln und fortzutragen. Es eilte geschwind dahin, sehr geschwind, das Licht schrumpfte zu einem Punkt zusammen, zu einem winzigen Schimmer. „O wie schnell! Sah man es noch? Es stimmerte vor den Augen.“ „Großvater, siehst du es noch?“

„Er sah es noch. Er beschrieb mit der Hand einen Bogen, als wolle er den Horizont umspannen. Dann nahm er des ungeduldigen Jungen Hand fest in die seine: „Nun können wir gehen. Es ist fort.“

Das Schiffchen tanzte mutig auf dem nachdunklen Strom weiter, weiter, ein kleines zitterndes Vögelchen in dem ersten Antlitz der Natur, ein flimmernder Stern im tiefen Dunkel der Weihnacht. Schwamm es bis Sonnenaufgang? Braden die zierlichen Mäthe an einem Fels, Trug der große Strom die leichte Last bis an die Grenze des Meeres? Wer fand das Schiffchen und wer entfaltete den Brief, der in der Blechhülle vor Wetter und Unbill geschützt lag?

„Lieber Sohn! Hast Du das Borkenschiffchen erkannt? Als Du klein warst, hab ich Dir ein ähnliches geschnitten. Dieses hier hab ich mit Deinem Sohn zusammen gearbeitet. Hast Du das kleine Licht gesehen? Lieber Sohn in der Fremde, wenn ich Dich nicht aus dem Derszen heraus so ganz verliere, wie könnte ich Dich so sehr lieben? Aber nun komm wieder!kehr nach Deutschland zurück, in Deine Heimat. Man braucht Dich, und Dein Sohn wird groß. Komm nach Hause! Und wenn Du kommst, bring das Borkenschiffchen mit und die beiden Matrosen. Ich will ihnen danken, weil sie so klug und tapfer durch Räte und Dunkelheit den Weg zu Dir fanden. Das ist alles, was ich Dir zu sagen habe, mein Sohn, aber es ist nichts Geringes, weiß Gott!“

Der Preußenkönig ruft die Badener

Babische Auswanderer ziehen nach dem Osten — Kolonisation Friedrichs des Großen

Nach dem erfolglosen Kriege gegen Polen und dem nun einsetzenden Aufbruch in dem urdeutschen Land, ist es interessant zu hören, daß vor zweihundert Jahren auf den Ruf des Preußenkönigs viele Tausende Badener nach diesem Land aussogen, um dort zu siedeln.

Durch Natur und Geschichte ist der Südwesten unserer Heimat zum klassischen Auswanderungsland geworden. Nicht neben den fruchtbarsten Landstrichen erstreckt sich weite Gebiete, wo die Natur mit ihren Gaben außerordentlich gesegnet hat. Diese armen Gebiete der Ebene oder der Gebirge waren es, die in den früheren Zeiten ihren Bevölkerungszuwachs in wohlhabendere Landschaften abgeben haben.

Unzählige Tausende von Badenern sind in den vergangenen Zeiten dem verlockenden Rufe in die Ferne gefolgt, hatten mit Händen all die Mühen und Leiden auf sich genommen, hatten die Stimme des Blutes, die immer wieder an die Heimat erinnerte, unterdrückt. Größer und gewaltiger war das Schicksal nach eigenem Land.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts landete der Preußenkönig seine Boten nach dem Land am Oberrhein, um möglichst viel Bauern und Handwerker zum Siedeln in seinen westpreussischen Provinzen zu bewegen. Das „Konkurrenz-Verbot“ schreibt am 6. November 1776: Der König Friedrich hat einen Befehl gegeben, daß in seinen neuen polnischen Landen neue Siedler angelegt werden sollen. Hierzu hat er vorderhand die Summe von 1.500.000 Talern bestimmt.

Gerade um diese Zeit hatte die Zahl der Einwohner allerorts im Badischen gewaltig zugenommen. Die Felder mußten immer mehr aufgeteilt werden, so daß für den einzelnen nicht sehr viel verblieb, um selbst bei größtem Fleiß den Unterhalt zu verdienen. Am Schlimmsten waren jedoch die daran, die überflüssigen Grund und Boden besaßen.

Was war verständlicher, als daß die neue Kunde aus Preußen, daß dort Land in Fülle vorhanden wäre, wie eine frohe Botschaft aufgenommen wurde. Eine Auswandererwelle setzte ein, deren Bedeutung man am landesweitesten Hofe erst spät erkannte. Die Agenten des Preußenkönigs hatten ein leidiges Verben in den süddeutschen Ländern.

Ein gutes Verdienst mag die Vergütung der Reisekosten gewesen sein, die sogenannten Meilenelder. Eine große Person bekam 2 gr. und ein Kind 1 gr. für die Meile. Da bei den Angaben Mißbrauch getrieben worden war, die Kolonisten wollten alle von recht weit her gekommen sein, wurden allgemein geltende Maße aufgestellt und zwar rechnete man von Baden-Durlach bis Marienwerder 188 Meilen.

Ueber den Reisezug gibt ein Brief Aufschluß der von dem Preußenkönig an den kaiserlichen Botschafter in Wien gerichtet ist. Ich habe mich aus erheblichen Gründen veranlaßt gesehen, den Weis anzuweisen, vorderhand den Weg über Halle, Landsberg an der Warthe und Thorn vorzuschreiben.

Somit aus den Urkunden festzustellen ist, meldete sich als erster ein Müller aus St. Blasien, der sich für die neue Heimat entscheidet. Im Frühjahr 1777 treffen sich die ersten badischen Auswanderer in Durlach, um gemeinsam den weiten Weg anzutreten. Keine Zeit ist bekannt geworden, die sich schildert uns die Vorgänge um diese Jahre. Niemand weiß Näheres um das Schicksal dieser Ersten, die den Ruf nach Westpreußen lange Zeit an. Freilich gab es mangelnde Schwierigkeiten zu überwinden und zwar in der Hauptsache deswegen, weil sich der Zugang schneller und größer gestaltet, als man erwartet hatte. Dazu kam, daß der König durchaus nicht das Geld bereitwillig, das zum schnellen Aufbau der Kolonien erforderlich gewesen wäre. Eine Generalanweisung gibt Aufschluß darüber:

636 Bauernfamilien. Die Etablissemens-Kosten betragen 277.879 rhl. Der König übernimmt jedoch nur 151.000 rhl.

Am 9. November 1781 forderte der Kammerherr für die Unterbringung von 494 Badenern 72.000 rhl. an, erhielt aber nur die Hälfte.

Unter diesen Umständen war es verständlich, daß das Aufblühen der Kolonisation nur langsam vor sich ging. Jeder konnte nicht gleich ein eigenes Haus bekommen. Monatlang mußten die Familien in sogenannten „Paar-Tüpfeln“ zusammenwohnen. Als diese Schwierigkeiten jedoch überländen waren, gelaufenen sich die Kolonisten von Jahr zu Jahr immer bildender. Der König hielt

über allem seine Hand, befahl die Anlegung einer Kolonisten-Tabelle, in der genau angegeben werden mußte, wieviel Straßen und Häuser und wieviel Land angebaut worden war. Diese Tabellen sind einzigartige Dokumente über die Kulturarbeit der Badener in den westpreussischen Provinzen. Geben sie doch genaue Aufschluß über ihre Arbeit, zugleich aber auch darüber, wie dünn dieses Land besiedelt war und welcher Anreizung es bedarf, den Boden anbaufähig zu gestalten. Die Bauern schrieben sehr oft Briefe an den König, die von ihm sehr genau beachtet wurden, mit dem Erfolg, daß auftretende Mängel sofort beseitigt wurden.

Ein Durlacher schrieb an seine zurückgebliebenen Angehörigen nach drei Jahren enger Siedlungsstätigkeit, daß er 17 Gulden verdient, 7 Gulden Wiesen und drei Schen besitzt, die so groß seien, daß man eine Stunde zu Fuß gehen müsse, um wieder an den gleichen Platz zu kommen.

Es ist verständlich, daß der Preußenkönig immer Geld brauchen konnte. Hatte die Kriege schon allerdand Geldverrichtungen, so benötigte er jetzt für den Aufbau um so größere Summen. In einem Aufsatze an die Kolonisten gab er daher bekannt, daß alle die Gelder in der Heimat noch zu fordern hatten, solche hollen sollten.

Im Januar 1781 schrieben auch einige Auswanderer zurück in die Heimat, um den Ruf des Königs zu hören, was der Anlaß war zu der größten Auswandererbewegung nach Westpreußen. Ein Brief besagt, daß sich nicht nur weitere Leute meldeten, sondern daß sich ganze Gemeinden anschloßen.

Die badischen Behörden merkten mehr und mehr, daß die besten Menschen und mit ihnen ein ganz beträchtliches Kapital abwanderte. Auf ganz unverständliche Weise wurde darauf gegen die Auswanderung agitiert. Das Amt Stein (am Karlsruder) gab bekannt, daß es Leute nach verfertigter Etablisierung nicht mehr aufnehmen werde. Auch die Stadt Karlsruhe verweigerte die Tore und setzt Verordnungen aus für diejenigen, die gegen die Auswanderung agitieren. Briefe wurden allerorts gefächelt und solche dann öffentlich bekanntgegeben. So soll ein Schmied geschrieben haben, daß er in Polen gewesen sei und mit weinenden Augen gesehen habe, wie es den armen und reichen Leuten gehen tut. „Kreuz und Leiden

genug. Erstlich hat man etwas, so büßt man es ein, bis man auf den Platz kommt. Hat man nichts, so muß man betteln gehen und wird von den Vätern getroffen“. Ein Jakob Steiner aus Wöllingen gab einem Beamten „des-avantagente“ Nachrichten über die Kolonisten. Es konnte aber festgestellt werden, daß er gar nie an seinem Reiseziel angekommen war, sondern wegen böser Kräfte vor Leipzig fest gemacht hatte. Als er wegen verschiedener Vergehen in Haft genommen wurde, erließ man ihm seine Strafe, weil er durch seine unglücklichen Auslagen viele Leute von der Auswanderung abgehalten hatte.

Der Oberamtmann von Gochsheim schreibt: In den abgewandenen langen und mühsamen Wintermonaten sprach man viel von den Auswanderern nach Westpreußen. Ich erfuhr, daß 20 Familien von unterm Ort sich entschlossen haben auszuwandern.

Nach dem Jahre 1789 ging die Welle der Auswanderer aus Baden zurück. 1788 kam noch eine Familie aus dem Schwarzwald und 1785 fünf Familien aus Baden-Durlach an. Wohl hörte der Ruf nach Westpreußen nie auf, aber er schwoll auch nicht mehr nennenswert an. Mit dem Tode des Preußenkönigs am 17. August 1786 hörte er fast gänzlich auf.

Die 46jährige Regierung des großen Königs hatte trotz der Schäden der vielen und großen Kriege erhebliche Fortschritte erzielt. Unermüdlich war er darauf bedacht gewesen den Landbau und die Viehzucht zu heben. Die großen Entwürfe an der Pforte und Warthe, die vielen Moore, die bereinigt wurden, sind die bedeutendsten Beispiele für jede Kolonisationsarbeit. 800 Ortschaften wurden neu angelegt, Straßen wurden gebaut, an denen entlang sich große Obstbaumkulturen entwickelten.

Es ist schon eine Weile her, da stellte man sogar Untersuchungen darüber an, von den Nachkommen die einzigen Heimatdörfer der Einwanderer zu erfahren. So wollten viele Leute wissen, daß ihre Vorfahren aus Horschheim, Gollach, Wollach usw. stammten. Interessant ist, daß sich bis zum heutigen Tage noch keine Sprachkolonien erhalten haben. Dies ist besonders im Rulm und Rulme zu beobachten, deren Bauern aus dem Schwarzwald stammen.

So hat sich trotz der Kolonisationsversuche unsere badische Art bis auf den heutigen Tag erhalten. Für uns, die wir am Oberrhein wohnen und die wir die Heimholung dieser Leute miterleben dürfen, ist es eine ganz besonders erfreuliche Tatsache zu wissen, daß auch Badener mit dabei waren, die vor vielen Jahren am Aufbruch und an der Festigung des Reiches an dieser Grenze mitkamen. Herbert Dörr.

Von Büchern ein bunter Kranz

Bisfrio Bade setzte einem schon durch den einfallreich gehaltenen Einband ansprechenden Buch ein acitvolles und prägnantes Gepräge über das Feuilleton nach. Das Buch heißt „Die Lustiganten“ und erschien im Frundsberg-Verlag, Berlin. Wilmont Gaade hat die Autoren in diesem Band unter diesem Titel zusammengefaßt, der dem Leser erst aus dem Inhalt in seiner ganzen Bedeutung klar wird. Es sind die Namen bekannter deutscher Feuilletonisten der Gegenwart, Namen, die schon Lesende und aber Lesende von Feuilletonisten in der deutschen Presse gefunden und über die sie auch zu Unrecht hinweggesehen haben, wie man das bei der Zeitung manchmal so zu geschehen pflegt. Wirklich, es ist ein „Stellbüchlein kleiner Prosa“. Anspruchlos stehen diese kleinen Geschichten hier da, dabei sind sie einfallreich, acitvoll und original und . . . so belohnend, wie der Titel, unter dem sie zusammengefaßt wurden „Die Lustiganten“.

Eben noch rechtzeitig, um als Weihnachtsgeschenk viel Freude zu verbreiten, erscheint im Verlag G. S. Beck, München, in einem entzückenden, mit den reichsten Bildern gezierten Einband und auf dem Schlußblatt „Lustig“, „Lustig und Lustig“. Wer durch den lebhaftesten Einband auf dieses Buch aufmerksam wurde und es zur Hand nimmt, wird zunächst viel leicht einmal fragen, wenn er auf der Titelseite „Mitteldeutsche Novellen“ liest. Aber er solle sich dadurch nicht verlegen lassen, das Buch ungelesen aus der Hand zu legen. Denn in seinem Inneren birgt es einen köstlichen Schatz eines wunderbaren, echt deutschen Dichtungsquintes. Alois Bernst hat diese, uns teilweise meist nur in gehobener Dichtersprache alter Meister überlieferten Gedichte in eine den heutigen Menschen durch ihre Flüssigkeit und Gemächlichkeit ansprechende Prosa übertragen. Von der Gerechtigkeit ist durch den neuen Text nichts verloren gegangen. Uns aber ist in diesen einfachen, ungeschliffenen, aber äußerst kunstvollen kleinen Geschichten ein echtes Stück deutscher Kultur und Sittengeschichte überliefert. Inhalt und Ausstattung vereinigen sich bei diesem kleinen Werk zu einem seltenen Schmuckstück.

Der letzte Gemin Erich Dminers großer Roman waren „Die letzten Reiter“. Sein Verlag Cramer Deckerichs in Jena bringt nun wieder ein über 500 Seiten umfassendes Werk dieses Autors heraus. Schon nach den ersten Seiten fühlt sich der Leser in das bekannte Dmingerische Milieu versetzt, und auch die Menschen sind ihm bekannt. Die Schar der Mannsfelder geht auch durch diesen Roman, den man als eine Art Fortsetzung des Schicksalsromans dieser letzten Gruppe bezeichnen könnte. Darüber hinaus aber wagt auch dieses Buch zu einem gewaltigen Schicksalskampf des deutschen Volkes. Ueber den Kampfbühnen hinaus klingt es aus im Naturkampf, in dem die Gruppe der Mannsfelder, die Schar der ewigen Kämpfer, in vorderer Linie steht. Wieder ist es ein großer Wurf, den Dminers mit diesem Werk getan hat, denn es ist ein Stück historisch schätzte deutsche Geschichte, die der Dichter seinem Leser mit diesem Buch in die Hand gibt.

Es ist ein köstliches Buch, das Erich Brautkaut mit seinem „Meister Schürze“ geschrieben hat (Verlag H. Piper & Co., München), köstlich wegen seines acitvollen Humors. Was sich hier am Niederrhein abspielt, ist übertrahen von der Sonne eines goldenen Abends, wie wir es bei vielen Geschichten unserer besten deutschen Literatur erleben. Dieser Meister Schürze ist viel mehr, als nur die Gestalt eines Pöbels, und was sich hier um ihn ereignet, wird für jeden Leser Gegenstand höchster und heiterster Unterhaltung sein.

Schon nach dem ersten Buch, das Kurt Sielischer über Italien herausbrachte, griff jeder Heilsehener mit Begeisterung. Andere wieder hat er sich durch diesen Band besser deutscher Photokunst zu Freunden gemacht. Jetzt bringt der Verleger bei Brockhaus in Leipzig ein zweites, ganz dem schönen Band im Süden gewidmetes Buch heraus. „Unbekannte Italien“ hat er es genannt und hier in den prachtvollsten Aufnahmen ein Stück der Schönheit jenes Italiens eingetragenen, das einem nicht überall begegnet, das man vor allem nicht gleich bei dem ersten Besuch erleben wird. Hier hat ein guter Italiener mit in letzter Kunst angefertigten Photos ein begeistertes Bekenntnis zu jenem Italien abgelegt, das etwas abseits von der großen Straße liegt.

Der große norwegische, aber in Bayern lebende Zeichner Olaf Gulbranson hat wieder ein Buch mit 60 ganzseitigen Zeichnungen herausgegeben. (Verlag H. S. Beck, München, Leipzig). „S r ü c h e u n d W a h r e i t e n“ heißt der Titel dieses Bandes, der sich würdig neben „Es war einmal“ stellen kann. Durch die Deutung ganz bekannter Sinnenprüche aus dem Leben in der Zeichnung gewinnt uns dieser große Meister des parapsychischen Zeichnens in die Welt seiner Gedanken, wie eine Menschen das Leben und denken ist, entscheidend, denn darin allein drückt sich die Idee des Zeichners aus. Nur einer jener großen und humor begabten Männer kann sich ein Buch zeichnen. Hier bedarf es nicht vieler Worte. Am besten ist immer, man läßt Gulbranson selbst sprechen.

Der geistreiche, prägnante Witz Peter Wamm ist nach der Veröffentlichung seiner zahlreichen Essays wieder bekannt. Jetzt liegt dieser geistvolle Flandler wieder ein Büchlein vor, das wir mit Vergnügen zur Hand nehmen und mit Schmunzeln beiseite legen, um gelegentlich wieder darauf zurückzukommen. „D e r S a l m e r s w a n g“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) ist gewissermaßen die Fortsetzung von der „Leinen Westlerner“ und dem „i-Punkt“. Hier geht es um die Form, um das Wie, mit dem etwas gesagt ist. Bei seinem Leser fest Peter Wamm manches voraus, aber er entschädigt ihn für diese kleine Forderung immer wieder durch seinen oft den leisen Spott treffenden Humor und bietet ihm eine Stunde geistreicher Flandler.

Das Schicksal eines der größten deutschen Künstler hat Paul Johannes Arnold zum Vorwurf seines im Verlag Fr. Gher, München, erschienenen Romans „E i l m a n K i e m e n s c h e i d e r“ gemacht. Mit diesem Namen tauchen die zahlreichen wunderbaren Holzfiguren des Meisters aus dem deutschen Mittelalter vor uns auf. Arnold zeichnet mit kunstvoller Feder das Bild des Schöpfers jener ewigdauenden, feinsten Holzfiguren, und schaltet gleichzeitig eines der großen künstlerischen Werke des Mittelalters. Das Buch, das auch in der „Deutschen Kulturwörter“ des Gher-Verlages herausgekommen ist, wird nicht lange auf begeisterte Leser zu warten brauchen.

Was die Menschen an den Grenzen durchzuführen haben, ist zum Inhalt eines großen Romans des jungen ostmärkischen Autors Heinrich von O h o n geworden. Die mächtige Kralitz zu diesem „A u f r u h r a n d e n G r e n z e n“ (Kaiser-Verlag, Wien) ist die schönste literarische Landschaft, vor der sich die ungeheuer nachdenklichen Schicksale der von Autor mit großer Meisterlichkeit geformten Menschen entfalten. Ohne irgendeine belehrend zu wirken, spielt ganz fein in das Geistes eine Lebensgeschichte, die in die Fragen nach dem letzten Sinn allen Geschehens und Seins hineinzieht.

Besprochen von Günther Röhrdanz.

Der Weihnachtstrompeter

Nach einer wahren Begebenheit aus dem Weltkrieg / Von Otto Anthes

Ueber vierzehn Tage lag das Bataillon schon in der Stellung, und Weihnachten stand vor der Tür. Täglich bedeckte die Franzosen die Stellung mit Eisen und Stahl, und die Stimmung der Leute war keineswegs weihnachtlich. — Da muß etwas geschehen, sagte sich Leutnant Vob, der Bataillonsadjutant. Er turnte also rückwärts bis zum Quartier des Regimentsstabs, wo auch die Regimentsmusik lag, und suchte sich die Musikmeister auf. Der kleine springlebige Mann war Feuer und Flamme. — Aber natürlich, schrie er, kommen mir am Weihnachtabend zu euch in die Stellung und spielen euch was auf. Stille Nacht, heilige Nacht, und so — alles was ihr wollt. — Wenn der Oberst erlaubt, fügte er ein wenig gemäßigter hinzu.

Der Oberst machte ein Gesicht wie ein verflüssigter Schrank. Ausgeschlossen, laute er finster. Kommt gar nicht in Frage. Das es den Dämonen wollen, daß die Franzosen die ganze Nacht in Alarm stehen — wenn ich bloß dran denke, kann ich mir den General gar nicht mehr vorstellen, so dunkel wird mir vor den Augen.

Also nicht? Der Musikmeister hatte seine Blechpuster schon von dem schönen Plan in Kenntnis gesetzt. Nun mußte er ihnen mitteilen, daß es nichts damit sei. Als er das tat, fiel ihm ein Blick auf den dicken Trompeter Kuhlmann, den die letzte Eröffnung in helles Entzücken zu verlesen schien. Keinigstens trank er übers ganze Gesicht. Der Musikmeister trat an ihn heran und sagte voll empörten Hohnes: Na, Sie umfanglicher Heldengreis, Sie sind wohl feil, daß Sie nicht da hinaus brauchen, was?

Kuhlmann riß die Knochen zusammen und sagte gar nichts. So werden wir es. Er hatte nämlich gar nicht von dem Plan herabgesehen. Die Sache verhielt sich nämlich so: wenn die Sonne halb von vorn auf sein Gesicht fiel, — und das tat sie gerade, als der Musikmeister sich über ihn entrichtete — dann spielte sie so hell über seine aufgeschwemmten Wägen und die dazwischen eingebettete Nase hin, während die tiefen Täler dazwischen nicht von ihr erreicht wurden, daß durch solche übermäßige Verteilung von Licht und Schatten der Schein des Hahnelns erweckt wurde. Als der Musikmeister sich nun zum Gehen gewandt hatte, dachte sich die Sonne hinter einer wahren Wölfe, und nun hatte Kuhlmann einen toterischen Ausdruck im Gesicht.

Als man am Weihnachtabend die Regimentsmusik vor dem Quartier des Obersten antrat, um die lieben alten Weihnachtslieder zu spielen, da schickte Kuhlmann. Der Musikmeister war außer sich, wegen mangelnder Zeit aber blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Musik ohne Kuhlmann dem Obersten zu melden und ohne Kuhlmann sein Programm zu spielen. Zur selben Stunde gab es vorn in der Stellung einen gewaltigen Aufstand. Die Ahnung des Obersten hatte sich scheinbar erfüllt, denn die Franzosen begannen den Abend auf ihre Weise feierlich, indem sie sich einer „erhöhten Artillerietätigkeit“ hingaben. Pöblich jedoch führten trotz des feindlichen Feuers sämtliche Offiziere und Mannschaften des Bataillons aus ihren Kasernen. Denn durch den Sturm der Geschosse hindurch klang oben wie vom Himmel her, hell und klar gelassen, „Stille Nacht, heilige Nacht“. Und da stand wahrhaftig frei auf dem Grabenrand Trompeter Kuhlmann und blies und blies, als ob es auf der ganzen Welt keine Granaten gäbe. Und während dem und jenem unten im Graben leis die Tränen kamen, stellten die Franzosen gemacht das Feuer ein, und einer nahm drüben auf seinem Clairon die Weile auf: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Es war nur ein ruhiger Atemzug im Gefolge und Geräusch des Krieges. Aber feiner, der ihn mitgetan hat, hat ihn je vergessen.

Kuhlmann wurde in selbiger Nacht in den Unterfanden beglücklicht getret. Leutnant Vob verließ ihn mit dem Trompeter von Gravelotte. Warum und wie, wurde seinem klar. Als er aber anderen Tags von Trichter zu Trichter zum Stabquartier zurückgeführt war, empfing ihn der Musikmeister sehr ernt.

Was soll ich nun mit Ihnen anfangen? grölte er. Von Rechts wegen müßte ich Sie ohne weiteres ins Vogl stecken. — Indem er aber so sprach, schien gerade wieder die Sonne halb von vorn auf Kuhlmanns Gesicht. Und da sah der Musikmeister, daß jener zwar wieder zu lächeln schien, in Wirklichkeit aber toterisch war. Da wandte er sich ab und sagte nur noch: Ich habe die Sache dem Obersten gemeldet.

Der Oberst aber sprach: Wir sind im Kriege. Im Krieg muß der Mann, wenn es die Umstände erfordern, auch einmal auf eigene Faust — blauen. Vorausgesetzt, daß er überhaupt blauen kann. Und das kann er. Ich werde ihn zum Eisernen eingeben.

„Mit ihrem bunten, lustigen Gewähl — ein wahrer Jahrmarkt zu Pflundersweilern“ — machte ihnen arthen Eindruck.

72 Gedichte hat Raimund Völlu für die Heideleberger Zeit herausgegeben, von denen der scharfe Kritiker Uhlenbrock nur vier zu würdigen hat. In seinem Vortitel schreibt er: Die Gräfin Adele die romantische Stadt, es kann ja immer nur Heideleberg sein, wenn die Natur einmal unverfälscht ihre Pracht acit und die scharfe Erinnerung in der Sprache der Dichtung erweckt werden soll. Doch im Alter, nachdem schon Jahrzehnte seit Uhlenbrocks erster und einziger Berührung mit Heideleberg dahingegangen sind, sucht der Dichter wieder das Bild seiner Stadt in seinem kleinen Epös „Moberi und Gustard“ zu bannen, wenn er die den französischen Revolutionskriegen entflohenen Familien hier landen läßt.

In dieses Märchen Bann verzaubert stehen die Wandrer still. — Zieh weiter, wer da kann! So hatten sie's in Träumen wohl gesehen, und jeden blickt's wie seine Heimat an, und keinen hat der Zauber noch gelogen, denn Heideleberg war's, wo sie einzogen.

Der „eleussische Bund“

Eichendorff entging trotz einer schwärmerischen Freundschaft durch die innere Festigkeit und Bewältigung befreiter seelischer Kräfte der Gefahr, in einer romantisierenden Haltung zu verharren. Das Naturgefühl, die himmelan stürmenden Sehnsüchte der Romantiker, sie trieben die Menschen oft ins Herlose, in ein Chaos, aus dem sich Schwärmer nur schwer wieder zur Klarheit emporziehen konnten. Gott, Welt, Leben, Glaube, Liebe, Freundschaft, Mitleid, das alles wogte in hemmungsloser Phantasie und ängstlichem Geiste dunkel durcheinander. Es kam dabei in den Dämmerstunden der Seele zu den unwahrscheinlichen Erlebnissen, aus deren folgen Weichlichkeit und Unentschlossenheit in Gefühl und Gedante sich als notwendig erproben mußten. Das Schwärmende und Schwelgerische des neuen Denkens loterte die Seele wohl, und zweifellos leben wir darin ein wichtiges Stadium in der Entwicklung einer Persönlichkeit, ein Stadium allerdings, das als Element für eine kommende Tat zu überwinden ist, wenn es keine Fruchtbarkeit erwecken soll. (Fortsetzung folgt.)

Kunst-Kritik!
Große Deutsche
kommen an den
Oberrhein

(12. Fortsetzung)

Der Dichter und die Landschaft

Die Lehrer in Halle und Heidelberg, die eingehende Beschäftigung mit den Werken von Tieck, Novalis und Schlegel, verminderten Eichendorff weit in das Reich des romantischen Denkens vorzutreten, doch allein der Hauber der in tausend Stimmen bezeugten Stadt an den Ufern des Neckars die volle, überquellende Schöne ihrer Landschaft haben ihn zum romantischen Dichter gemacht. Die schmalen Gassen mit den aneinander gelehnten Häusern, die blühenden, von der Sonne überglänzten Gärten voll Duft und Farbe, der den Weib der Stadt milde durchfließende Strom und dann die Berge und räumlichen Wälder, die dieses liebliche Bild vollendet zu rahmen wissen, erregten in dem Studenten die leidenschaftlichsten dichterischen Gefühle. Er hielt über die Terrassen hinan zur Burg, durchdringt die Treppen und Wälder, leitet der Geschichte sein Ohr, wenn sie aus Steinen und Verzerrungen, Balkonen und Statuen, Wappen und ungeschälten verwitterten Flecken einer einzigen Größe zu ihm führt. „Himmlich, herrlich! An diesen Worten waltet das ganze Ummaß des Erlebten. Am ersten Tage seines Aufenthaltes schon wanderte er auf den Seilänen Berg. Unauslöschlich lenkt sich der Anblick des in beständigem Schöpferausatz entfalteten Landes in seine Seele. Die Stadt, die, durch die Silberflut des Wassers der Ebene verbunden, in die Unendlichkeit vorzutreten scheint — ist das nicht wie das Verfügen einer zweiten Melodie in die Höhen des Aethers? Doch da erheben sich, alscham umschleiert, die Türme von Mannheim, das Aled des Rheins blüht auf, die blauen Gebirge grünen herüber. Eine Stimmung breitet sich über diese märchenhafte Anordnung, unfaßbar schon in der

Gnade ihres Wohlklanges, in diesem Chor der Schöpferkräfte der Natur und des menschlichen Wertens. Verachtet steht Eichendorff immer wieder vor so viel Offenbarung, sein Gefühl wird frei und geläutert, der Drama übermächtig, das Weltkante in der Kunst der Dichtung neu und eicentümlich zu erschaffen. Heidelberg und sein Schloß bleiben ein wichtiges Bild der eichendorffschen Dichtung, in das Schicksal über der Ober- und der Haller Geschichte über der Saale sich einschließen haben: die geheimnisumwobene Burg, unten der Fluß, auf dem Burgen und Wäldern, ein munteres Lied auf den Lippen, Gitarre und Laute spielend, im Schatten dahinfahren.

Die Natureindrücke die Heidelberg dem Studenten in nachdenklicher Fülle für sein Werden schenken konnte, dürfen nicht hoch genug bewertet werden. Wären es die Wälder von den Bergen oder die abendlichen Spaziergänge am Neckar, die Sonnenuntergänge oder das über das schlummernde Land aewölbte Sternenzelt — sie sprachen zu einem ringenden Geiste, der beateria aufnahm und verstand. Die Angaben des Tagebuchs lassen erahnen, wie bewegend, ja grundtützend die inneren Vorgänge gewesen sein müssen, wenn sich aus ihnen etwas unbedingtes erhob, das den romantischen Dichter gebären sollte. Den Eichendorff, wie wir ihn kennen und lieben. Die Zeit der Nachkommene Tieck'scher Werke wurde langsam abgelöst von einem Wachstum zu eigener Form, gesezt aus der Begegnung mit wunderbaren Wäldern. Trunken durchsaa er die Wälder, und der Gitarre singend, „ewigen Sonntag im Gemüt“, erheitert von den Strahlen eines Lebens, das sichtbar allüberall auf ihn zukam, um ihn zu seinem Werke zu sezen. Die nahegelegenen Ausflunsorte werden erwandert, der Wollsbrennen, wo „altdeutsche Märchen ruhen“, das Silt Neuburg, durch „altdeutsche, Redagewand, am Siltberg vorbei führt ihn der Weg nach Redarsteinach, zur Forten- und Nabeburg. Hier werden die Geheimnisse erpirt, aus dem Dicht der geschichtlichen Ereignisse Tiefinniges herauszelen. Eperer, Schwaben, Mannheim lockt die Brüder zu arderen Toren. Schweigen mit den Denkmalen seines vielnamigen Gartens hat Eichendorff genauer studiert. Am 5. und 6. Oktober 1807 weilten die Brüder in Mannheim, das sie über Bleichlingen und Sedenheim zu Fuß erreichten und das ihnen ausnehmend auf aciel. Zumal das im altfranzösischen Geisnach erbaute Schloß, die Schiffbrücke und die Plan-

Büchermurm — kurz angebunden

Ein Stuttgarter Verleger, der wegen seiner mangelnden Großzügigkeit nicht eben rühmlich bekannt war, hatte eine neue Zeitschrift gegründet, für die er Wilhelm Haas um Mitarbeit bat, nicht ohne in seinem Brief für sorgfältig zu bemerken: „Freilich gab ich Honorar — rar!“ Worauf der Dichter ihm die bündige Antwort zukommen ließ: „Wer Honorar — rar zahlt, dem schide ich Beiträge — träge!“

Der Hamburger Syndikus Gries lernte als Gesandter in Wien den geistreichen Friedrich von Schlegel kennen, der es sich in seiner Spottlust keinen Verlagen konnte, andere in Verlegenheit zu setzen. Als die beiden einander nach längerer Zeit wieder begegneten, tat Schlegel so, als ob er den anderen nicht recht erkenne. „Nicht wahr,“ meinte er unsicher lächelnd. „Sie sind Herr Grundstus Süß...“ Der geopferte Diplomat verneigte sich mit ausgesetzter Höflichkeit: „So ungefähr, Herr Schriedrich Schlegel!“

Der lebenswichtige Fabeldichter Gellert litt im Alter immer etwas an Frost und hatte daher in seinem Zimmer an jeder Jahreszeit geheizt. Einmal, an einem schönen Frühlingstage, besuchte ihn ein junger Student und rief, als er in die Stube trat: „Am Himmelswillen, das ist ja bei Ihnen eine Hitze, wie im Badofen!“ — „Ganz recht,“ stimmte der Dichter zu, „hier gewinne ich ja auch mein Brot!“ — Die Verehrung, die Gellert genoss, war allgemein als sein Tod bekannt wurde, hieß es allenthalben: „Schade, daß es keine Fabel ist.“

Ein Spatzgänger hatte Mörke und Geibel nach Bad Cannstatt geführt. Es war ein herrlicher Abend, der Himmel war mit Wolkenfäden bedeckt, die von der untergehenden Sonne ganz in Glutem getaucht wurden. Singschreien von diesem und jenen paarte Geibel den Dichterfreund am Arm und rief entzückt: „Welch ein Götterchaupiel, lieber Mörke!“ Aber der andere ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Na,“ meinte er trocken, „des heißt ma bei uns Schafel.“

Der fernige und naturfische Matthias Claudius vermochte sich mit der oftmals recht geschraubten Schreibweise von Klopstock nicht zu befreunden. Er sagte daher einmal spöttisch: „Wenn ein Klopstock ruft: Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend, von der Last des standatmenden Kolbells!“ — Ja, dann sage ich nur: Johann, zieh mir die Stiefel aus!“

Es war zu der Zeit, als Vossing auf der Höhe seines Dichterrufes stand. Er hielt

sich gerade kurze Zeit in Leipzig auf, als auch die Hagerische Schauspielergesellschaft dort eintraf. Kaum hatte der Direktor von der Anwesenheit des Dichters erfahren, als er die Absicht befandete, zu Ehren und in Anerkennung Vossings „Mik Sarah Sampson“ aufzuführen. Aber der also Verehrte lehnte entschieden ab, denn die künstlerische Unzulänglichkeit der Truppe war ihm genügend bekannt. Ein Bekannter meinte vermittelnd, es wäre doch ein Geistesfind, und wenn er es auch in Lumpen sehen sollte, so könnte er es doch deshalb nicht verstoßen. „Das wohl,“ erklärte Vossing, „die Lumpen würden mich nicht tödren, wohl aber die verdorbene Seele!“

Der Kritiker Nabener haßte Gottsched abgründig, und er war mit diesem Gefühl nicht allein, denn der Literaturpastor seiner Zeit hatte sich durch seine Pedanterie und Vorgehen überall Gegner zugezogen. Als in einer literarisch interessierten Gesellschaft wieder einmal die Rede auf Gottsched kam, legte Nabener wütend los: „Nimmer, wenn ich von diesem Schelme höre...“ — „Mit Verlaub,“ unterbrach ihn einer der Zuhörer, „warum haßen Sie denn nur Schelme? Nabener schlug auf den Tisch: „Weil man den Namen Gottes nicht mißbrauchen soll!“

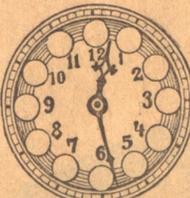
Knappe Reden aus vollem Dichterherzen Uebersetzt von Werner Fuchs-Hartmann

Im Kreise einiger Jenaer Professoren, unter denen sich auch Herder befand, las einst Goethe seine „Natürliche Tochter“ vor. Nach beendeter Lesüre gaben alle Anwesenden lebhaft ihre Meinung ab. Nur Herder blieb stumm, bis Goethe ihn schließlich fragte, ob ihm denn das Stück nicht gefallen habe. „Oh das schon,“ gestand Herder, „aber im Grunde ist mir dein natürlicher Sohn doch lieber als deine natürliche Tochter!“ Diese Bemerkung setzte den Schlusspunkt hinter einer jahrelangen Freundschaft — Goethe und Herder haben sich danach nie wieder gesehen.

Lange hatte man Jacob Burckhardt vergeblich bekümmert, sich einmal fotografieren zu lassen. Schließlich gelang es doch, ihn hierzu zu bewegen. Die Freunde setzten den Fotografieren in Kenntnis und schärften ihm ein, daß er auf den alten Herrn und seine forstere Zeit die größte Rücksicht nehmen müsse. Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand sich Burckhardt ein und begehrte unverzüglich eine Aufnahme. „Unmöglich ist das leider nicht möglich,“ entschuldigte sich der brave Photomann, „ich erwarte nämlich gerade einen Gelehrten von europäischer Berühmtheit.“ — „Das tut mir leid!“ erklärte Burckhardt und machte, daß er fortkam.

- Räthseln -

Ahren-Rätsel



In Stelle der Zahlen des Zifferblattes einer Uhr sind Buchstaben gesetzt zu lesen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von besonderer Bedeutung bezeichnen: 1-2 Wortzusatz hinter Ziffern, 1-3 Wörtchenwort, 1-4 innerer Körpertheil, 2 bis 4 Artikel, 3-4 Antwort, 3-6 weiblicher Vorname, 5-8 Bezeichnung, 6-9 Geschlecht, 7 bis 11 Quantitätsbegriff, 8-11 räumliche Beschränkung, 8-12 überzeitliches Wesen, 12-3 Vespäter.

Silbenrätsel

Aus den Silben: at — ban — ber — dat — de — ding — do — eg — el — em — eu — en — fer — hai

— hal — ham — i — fe — fel — la — la — leut — li — log — ma — men — mer — mo — mont — na — nant — nif — nord — o — pau — rach — re — ris — send — tat — tau — teur — to

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines badischen Dichters aus dem 18. Jahrhundert ergeben. Die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, bezeichnen eine Granatensorte.

- 1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____

Bedeutung der Wörter:

1 Zierpflanze, 2 militärischer Dienstrang, 3 Haifischart, 4 soviel wie Angriff, 5 Metall, 6 Kurort in Baden, 7 weiblicher Vorname, 8 Naturgötter, 9 Zahlwort, 10 Ziersteinener, 11 frühere Bezeichnung für Schriftleiter, 12 Unterhaltungsspiel, 13 badisches Städtchen, 14 Seiteninstrument, 15 Trauerspiel von Goethe, 16 Erfrischungsgetränk.

Kreuzwörterrätsel

Wagerecht: 1 Halskrankheit, 3 alt-römischer Gott, 5 feine Wolle, 7 gewellter Graswuchs, 9 Seidenweberei, 10 christliche Abspaltung, 12 Wassergewächs, 13 Gefäß, 14 dichterischer Ausdruck für Liebe, 16 Laufzunge, 18 Farbe, 20 stachelige Auz- und Zierpflanze, 22 Seemann, 23 Gebirgsgruppe in der Schweiz.

Senkrecht: 1 Stadt in der Türkei, 2 Bezeichnung, 3 alt-römische Göttin, 4 viel zu Salben und in der Malerei benutzte Balsamart, 6 südamerikanische Hauptstadt, 8 weibliche Gehalt aus Wagners „Fliegender Holländer“, 9 Heberlieferung, 11 Trockenfrucht, 12 Blutfloss, 13 Abbruch, 15 alt-römischer Kaiser, 16 mittelamerikanische Republik, 17 Ballspiel, 19 weiblicher Vorname, 20 nordische Gottheit, 21 weibliches Wild.

Grid for crossword puzzle with numbers 1-23 indicating starting points for words.

Wer hat richtig erraten?

Kreuzwörterrätsel. Wagerecht: Die durchgehenden Reiben 8 und 13 ergeben Heidsieck und Sautäcker. Die übrigen: 1 Baum, 3 Atom, 5 Oder, 6 an, 17 Ant, 18 Eisen, 19 Rute. — Senkrecht: 1 Kopf, 2 Mond, 3 Auz, 4 Auz, 6 Auz, 7 Auz, 9 Auz, 10 Auz, 11 Auz, 12 Auz, 13 Auz, 14 Auz, 15 Auz, 16 Auz.

Waisnrostbrotzettel zaitoznmöß

Hafersodenkeks Zutaten: 1/2 Pfund Butter, 90 gr Zucker, 1 Ei, 1/2 Päckchen Backpulver, 1/2 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Kartoffelmehl, 1/2 Pfund verweigte Hafersoden, etwas abgeriebene Zitronenschale, knapp 2 Eßlöffel Milch.

Die Butter rührt man mit dem Zucker und Ei schaumig, mengt die übrigen Zutaten, sowie das geiebte und mit dem Backpulver vermischte Mehl darunter und arbeitet den

Mehl bringt man auf das Backbrett, macht in die Mitte eine Vertiefung, gibt Zucker, Vanillin und Wasser hinzu und verrührt dieses mit etwas Mehl zu einem Brei. Dann gibt man die in Stücke geschnittene kalte Butter, Margarine oder Schmalz dazu und schaufelt das Ganze zusammen. Man rollt den Teig dünn aus, sticht runde Rädchen aus, bestreicht diese mit Milch und legt in die Mitte einige Rosinen oder Auzrinthen; man backt sie goldgelb.



Aufnahme: Geschwinder.

Teig glatt zusammen. Dann wellt man ihn 1/2 cm dick aus, sticht mit einem Glas kleine Rädchen aus, welle man in mittlerer Hitze (160° C.) lichtbraun bäckt.

Waisnplätzchen ohne Eier Zutaten: 875 gr Mehl, 250 gr Zucker, 1 große Messerliche Naron, 1/2 Liter Milch, 1 Kaffeelöffel Auz, 1 Kaffeelöffel Bim.

Mehl, Zucker, Gemütz und Naron rührt man in einer Schüssel mit der nur lauwarm gemachten Milch an. schaffet den Teig gut durch und setzt mit zwei Kaffeelöffeln kleine Häufchen auf ein gute bestrichenes Blech. Man läßt sie über Nacht trocknen und bäckt sie dann in mäßiger Hitze.

Anniperechen Zutaten: 100 gr Butter (oder halb Butter, halb Schmalz), 150 gr Zucker, 1 Küffel Vanillin (oder Zitronen), 4 Eßlöffel Wasser, 6 gr Backpulver, 300 gr Mehl, Rosinen oder Auzrinthen zum Verzieren. Das mit Backpulver vermischte, gestiebte

Marmeladenplätzchen Zutaten: 200 gr Zucker, 3 Eßlöffel Marmelade, 1 Ei, 250 gr Mehl, 1/2 Päckchen Backpulver.

Zucker, Marmelade und Eiweiß werden gut geschlagen. Dann wird der Teig untergezogen und das mit dem Backpulver gemischte Mehl eingerührt. Die Masse wird in kleinen Häufchen auf dem Blech in etwa 10 Minuten gebacken.

Einfaches Mürbegebäck Zutaten: 80 gr Fett oder Butter, 100 gr Zucker, 1 Ei oder 2 Kaffeelöffel Mehl, 300 gr Mehl, abgeriebene Zitronenschale, 1 Messerliche Backpulver.

Fett wird schaumig gerührt, dann Zucker und Ei zugegeben, nochmals schaumig gerührt, die übrigen Zutaten zugegeben, gut verknetet und kurze Zeit ruhen lassen. Dann dünn ausgegnet und verschiedene Rädchen ausgegnet, die in Mittelgröße gebacken werden.

Neue Filme zu Weihnachten



Käthe Dorsch in dem mit den höchsten Prädikaten ausgezeichneten Film „Mutterliebe“ der „Wien-Film“



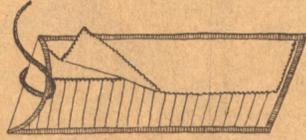
Marianne Hoppe, René Deltgen und Willy Birgel in dem Ufa-Film „Kongo-Express“



Paula Wessely und Willy Birgel sind die Hauptdarsteller des neuen Terrafilms „Maria Ilona“

Tragtasche für eine Volksgasmaske

Auch eine Tragtasche für eine Volksgasmaske ist ein nützliches Weihnachtsgeschenk. Es gibt dazu einen Ultraschnitt für MM. — 10. Für die Verfertigung aus Stoffresten ist dabei eine ausführliche Beschreibung. Die Tasche sieht aber auch aus Wachsstoff, außen dunkel und innen heller gefüttert, sehr hübsch aus. Vor allen Dingen



ist sie dann auch vollständig wasserdicht. Die Seitenteile verheft man mit Karton, welcher ringsherum 1 Zentimeter kleiner sein muß als das Wachsstoff. Alle Teile heftet man zuerst mit der Maschine aufeinander und verbindet die Teile dann mit Knopflochfäden miteinander. Zu den Knopflochfäden verwenden wir Garnrest. Als Verichluß dient eine Stoffschlinge und ein mit Wachsstoff bezogener Knopf. — Durch ein technisches Verfahren wurden die Darstellungen der Belegtasche und der Tragtasche miteinander verschiefelt. Wir bitten unsere Leser, die heutige Zeidnung zu dem am letzten Sonntag veröffentlichten Text zu nehmen.

Wer spielt was?

Von kommenden Filmen

Willy Birgel ist der Partner Sarah Veanders in ihrem neuen Film „Maria Stuart“. Die Spielleitung hat wieder Carl Froelich.

„Bal paré“ heißt der neue Film des bekannten Spielleiters Karl Ritter. Die Hauptrollen spielen Paul Dartmann und Ilse Werner.

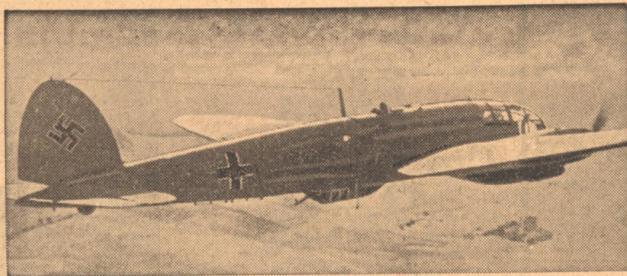
Johannes Niemann spielt die männliche Hauptrolle in dem neuen Film Wolfgang Liebenow. Die gute Sieben“ nach dem gleichnamigen Theaterstück.

Heinz Rühmann ist zur Zeit als Spielleiter des Lustspiels „Lauter Lügen“ beschäftigt, in dem keine Frau, Gertha Keller, die Hauptrolle spielt.

Willy Fritsch, Rene Deltgen und Friedl Czapa spielen die Hauptrollen in dem Lustspiel „Das leichte Mädchen“.

„Siebeschule“ heißt der Film, in dem Luise Ullrich nach ihrer Heimkehr nach Deutschland erstmals wieder erscheint. Ihr Partner ist Viktor Staal.

Diga Fischekowa ist zur Zeit gleichzeitig in zwei Filmen beschäftigt. In „Leidenschaft“ ist Hans Sittwe, in „Angelika“ Albrecht Schoenbals ihr Partner.

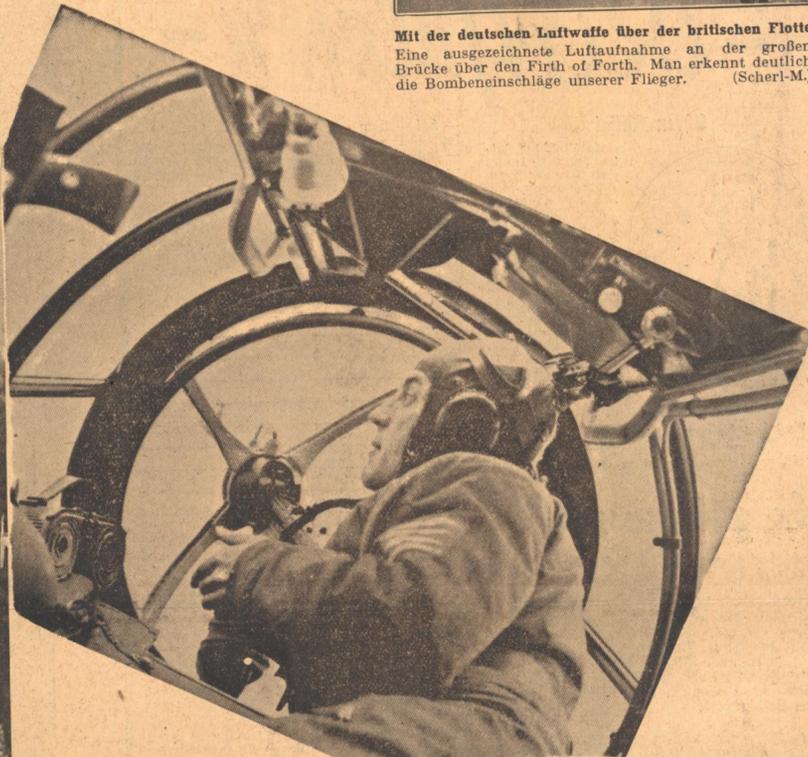


Die Wehrmachtsberichte der letzten Tage meldeten erfolgreiche deutsche Aufklärungsflüge über England. Bis hoch hinauf zu den Shetland-Inseln führten die Flüge der deutschen Aufklärer vom Typ He 111 und Do 17. Unser Bild zeigt einen Fernaufklärer vom Typ He 111 (Heinkel) (Scherl-M.)

Deutsche Aufklärer über England



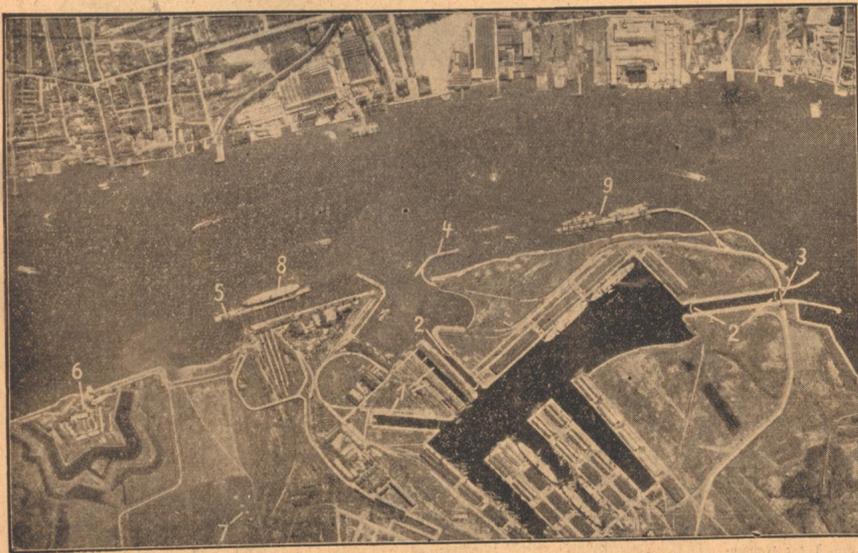
Start zum Feindflug
Soeben ist der Startbefehl durchgekommen und die Kameraden helfen dem Flieger seinen Fallschirm anlegen, während in anderer in der Zwischenzeit den Motor anwirft. (PK-Röder — Presse-Hoffmann)



Der Schütze in der Kanzel liegt aufmerksam auf der Later (PK-Horster-Presse-Hoffmann.)



Mit der deutschen Luftwaffe über der britischen Flotte
Eine ausgezeichnete Luftaufnahme an der großen Brücke über den Firth of Forth. Man erkennt deutlich die Bombeneinschläge unserer Flieger. (Scherl-M.)



Was England als seine großen militärischen Geheimnisse betrachtet, das liegt in den von den deutschen Aufklärern gemachten Photos einwandfrei und klar zutage. — Unsere Aufnahme zeigt das Tilbury-Dock, 30 Kilometer östlich von London. Die Ziffern bezeichnen: 1 Docks, 2 Schleusen, 3 Eisenbahnbrücke, 4 Schiffsanlegestelle mit Krananlage, 5 Landebrücke für Passagierverkehr, 6 altes Fort, 7 Flak-Stellung, 8. Passagierdampfer und 9 Frachtdampfer an Verladebrücke. (Scherl-M.)



Diese Aufnahme zeigt einen Ueberblick der Hafenstadt Liverpool. 1 Dock- und Hafenanlagen; 2 Staueschleuse; 3 Sperrballons; 4 Trockendocks; 5 Tanklager und 6 Flakstellung. (PK-Presse-Hoffmann.)

Witze der Woche

„Times“ melden aus Deutschland:



Trotz aller Ablehnungsversuche macht das Kartensystem den Deutschen viel Kopfzerbrechen



Der Mangel an Bekleidungsstoffen zeigt sich immer deutlicher



Die Nazis können sich nur noch mit der „Büchse“ in der Hand auf die Straße wagen



Aus dem Ghetto des englischen Kriegsministeriums

Belisha: „Nu geben Sie schon her! Was woll'n Se haben for den alten Mantel? Ich kann machen 'n armen Tommy 'ne große Fraide damit!“

Aus dem neuen „Stadtbauamt“